

„Alles in und mit Wahrheit, ohne angelernte Flaute“: Rahel Varnhagen Levin und Pauline Wiesel in ihren Briefen.

In: *Basler Zeitung*, 20. Nov. 1998;

Silvia Henke

Hält man einen gedruckten Briefwechsel in Buchform in Händen halten, ist er immer schon historisch und leicht falsch. Denn als „echte“ Briefe sind diese Texte nicht primär an uns gerichtet, sind einmal einen anderen Weg gegangen, haben mit Postkutsche oder Kurieren ihren Weg gemacht, sind bei einem realen Empfänger angelangt und haben damit ihren eigentlichen Zweck erfüllt. Zumal, wenn es sich um reine Privatbriefe zwischen zwei Frauen handelt, wie jene, die Rahel Varnhagen und Pauline Wiesel über dreissig Jahre quer durch Europa hin- und hergehen liessen. Zumal, wenn die beiden Frauen neben diesen Briefen nichts vorzuweisen haben: keine Erfindung, kein Werk, kein wirklicher Skandal. Es gibt sie eben nur noch als Briefeschreiberinnen. Die eine: Rahel Varnhagen, geb. Levin (1771-1833), konvertierte Jüdin, zeitweilige Salonführerin und lebenslängliche Goetheverehrerin führt insbesondere nach ihrer Ehe mit dem 14 Jahre jüngeren Varnhagen ein eher unspektakuläres Leben, das sich vor allem schreibend entfaltet. Das Briefeschreiben wurde ihre Leidenschaft. Die andere, Pauline Wiesel, geb. Cesar (1778-1848) war die Lebedame, die „Schöne Helena von Berlin“, die sich mit ihren wechselnden Liebhabern immer noch gerade am Rande der bürgerlichen Existenz zu halten vermochte. Ihre Leidenschaft waren Menschen, Gesellschaften, Reisen - das Briefeschreiben geschah ihr nebenbei. Dass der Briefwechsel, den die beiden Frauen über 30 Jahre hinweg miteinander geführt haben, nun fast vollständig in einer kritischen Edition vorliegt, ist keineswegs selbstverständlich, sondern muss als Ergebnis verschiedener Transaktionen gesehen werden.

Der Brief als weibliche Gattung

Die erste Transaktion ist diskursgeschichtlicher Art. Seit Briefe als persönliche Dokumente gelten, deren Stilideal der „natürliche“ Ausdruck sei - so Gellert in seiner Brieftheorie von 1742 - gelten Frauen als besonders gute Briefeschreiberinnen; für das Subjektiv-Lebendige und Regellose sind sie prädestiniert. „Wir wollen natürlich werden, mit gewald will ich es“, schreibt Pauline, die mit ihrer Berufung auf das Natürliche im Leben wie im Schreiben immer auch den Regelverstoss gegen Etikett und Norm miteinbezieht. Die Legitimationsfrage, die für viele schreibende Frauen (nicht nur im 18. Jahrhundert) unausweichlich und oft unlösbar ist, stellt sich mithin im Brief nicht. Er ist ein

Zwitterding geworden, oft Gebrauchtstext, Schriftstück mit literarischem Anspruch und „Abbild der Seele“ in einem. Während Rahel in den Korrespondenzen mit männlichen Briefpartnern immer wieder Form und Anspruch der Briefe reflektierte, kümmerte sie sich in ihrem Briefwechsel mit Pauline weniger um die Definition ihrer Korrespondenz. Die beiden schrieben sich regelmässig, ausführlich und unbefangen, „alles in und mit Wahrheit, ohne angelernte Flause“ - so formulierte Rahel einmal ihr Briefideal mit Pauline. Dabei überschritten beide in ihren Briefen weit das durch Gellert propagierte Ideal der „geordneten Natürlichkeit“. Sie grüssen sich „übernatürlich“, sie wünschen rasend und bis zur „Tollheit“ sich zu sehen und skizzieren dabei einen Traum, der sich so liest wie er wohl gedacht ist: als ein Traum von Freiheit. Bei Pauline klingt er so: „Eigentlich Glücklich ist man nur mit sich Allein und im Freihe - Alles Andere ist Schatten Spill. Auch wäre ein Ewiger *rausch* wenn es möglich wäre Sehr gut, man ist halb blind man weiss von keiner Zukunft noch Vergangenheit, man ist So gereist durch die Nerwen, so *irre* im denken oder vielmehr nicht denken, daß alles so fort fließt.“ Die Freiheit ist immer auch eine Freiheit der Form, die sich im Schreiben niederschlägt. Was bei Pauline so fortfließt, klingt bei Rahel oft ultimativ, eruptiv: „Flieder. Merz. Jugendluft und Duft. Erinnerung! Jugend - *Nichts* wissen: Alles hoffen. Schöner *lieber* Irrthum; Wahn. Frühling - ach! *Alles!*“

Erst als es um eine mögliche spätere Veröffentlichung der Briefe ging, meldeten sich wohl auch Zweifel an dieser Art von freiem Schreiben. Rahel überliess die Vorbereitung für den Druck ihrer Briefe zwar weitgehend ihrem Mann, entschied aber, dass die Briefe an und von Pauline nicht in die Sammlung aufgenommen werden sollten. Möglich, dass sie oft allzu ‘natürlich’ und allzu ‘wahr’ waren und damit das Bild ihrer Ehe mit Varnhagen zu sehr trübten; möglich aber auch, dass die Briefe an Pauline Rahels eigenem intellektuellen Anspruch nicht genügten, der Plauderton zu sehr überhand nahm. Dass hier auch ein Qualitätsurteil von Rahel selber mitgespielt haben könnte, ist wohl möglich, lässt sich aber nicht entscheiden.

Sammelleidenschaft

Die nächste Transaktion mithin, die den Briefen dennoch den Weg zum Buch wies, verdient sich Varnhagens Sammelleidenschaft und Hartnäckigkeit. Zum Andenken an seine Frau und im Wissen um den Wert weiblicher Briefkunst begann er die Briefe nach ihrem Tod systematisch weiterzusammeln, das heisst: von ihren einstigen Empfängern zurückzufordern, zu ordnen, zu redigieren, zu zensurieren, bisweilen wurden auch welche verbrannt. Diese Arbeit ist verschiedentlich kritisiert worden. Bereits Brentano spottete, dass Varnhagen mit dem Andenken seiner Frau „krebse“, Hannah Arendt und spätere Begutachterinnen des Briefwechsels zwischen Rahel und Pauline monierten, dass Varnhagen zuviel zensiert und retouchiert habe. Es ist und bleibt aber sein Verdienst, dass er die

Briefe gesammelt und viele durch Abschriften für den Druck vorbereitet hat - darauf besteht Barbara Hahn, die Herausgeberin der jetzigen und wohl letzten Ausgabe dieser Briefe zurecht. Alle anderen Einwände gehören - ohne genaue Prüfung der Handschriften und Varnhagens Abschriften zu einer oberflächlichen (feministischen) Kritik. Auch dass Varnhagen Pauline Wiesel letztlich wie ein Kind überredet, ihm die Briefe gegen den Stückpreis von einem Dukaten zu überlassen - "ich will Sie wie ein Kind behandeln, dem gibt man Bonbons, wenn man von ihm einen Gefallen haben will!" - hat letztlich seine Berechtigung, wenn man bedenkt, dass die Briefe verloren wären, hätte Pauline, die wieder einmal in Geldnöten schwebte, nicht eingewilligt. In Varnhagens Sammlung, die in den 70er Jahren in Krakau wiederentdeckt wurde, haben die Briefe beider Frauen Zeiten und Wirren überlebt und sind seit 1981 der Forschung zugänglich geworden. Dies ist der Ausgangspunkt für die neue Edition der Rahelbriefe, deren erster Band nun mit dem Briefwechsel an Pauline, Rahels beste Freundin vorliegt. Das ist die dritte Transaktion in der Sicherstellung eines prinzipiell verstreuten und unvollständigen Textcorpus, wie Briefe sie darstellen. Ein engagiertes akademisches Projekt, das die bisher erschienenen Briefwechsel aber nicht einfach ersetzt, sondern sie durch den Einbezug der Handschriften und der ursprünglichen Sammelkonzepte der Varnhagens ergänzt, differenziert und durch sorgfältige Kommentierung erstmals adäquat präsentiert. Sichtbar werden dadurch nicht nur die Streichungen und Begradigungen bisheriger Editionen, sondern auch die Komplexität des Varnhagenschen Korrespondenznetzes, in welche die Anmerkungen Einblick gewähren.

Zurecht bemerkt Barbara Hahn, dass die geschlossene Form eines Buchs der prinzipiellen Unabschliessbarkeit von Kommentierungen zuwiderläuft - zu allen Briefen können immer wieder neue Bezüge hergestellt werden und diese hätte man, wäre die Edition etwas später konzipiert worden, nur durch eine Datenbank auch weiterverfolgen können. Was diese Edition nun leistet, ist neben der sorgfältigen Kommentierung etwas anderes: sie rekonstruiert konsequent die ursprüngliche Form der Briefe, sowohl was die Schreibweise wie auch die Abfolge anbelangt, das heisst: sie bietet die Form des *Briefwechsels*, was dem äusserst dialogischen Prinzip von Rahels Briefen absolut entspricht. Zwei weitere Bände Korrespondenz mit Freundinnen werden folgen, ein Band Korrespondenz mit Rebekka Friedländer, zwei Bände Briefwechsel mit der Familie und ein Band Tagebücher. Ob all diese Briefe heute eine Leserschaft finden werden, fragt Barbara Hahn in ihrem Nachwort nicht zu unrecht. Weiterzufragen wäre, wie sie gelesen werden könnten.

Ein Frauengespräch

Die Rarität des Briefwechsels liegt zunächst darin, dass es sich um einen der umfangreichsten *zwischen Frauen* handelt und nicht um die Briefe von Frauen an

berühmte Männer. Sie haben somit keinen anderen äusseren Bezugsrahmen (ein Werk, Bildung im allgemeinen, die Erfüllung eines Frauenideals als Leserin) sondern dokumentieren ein lebenslängliches Frauengespräch, in welchem zwei Frauen mit ganz verschiedenen äusseren Lebensumständen ihre Ähnlichkeit suchen, über die permanente äussere Getrenntheit hinweg ihre Verbindung zueinander betonen. *Long distance relationship*, wie man heute sagt, ist angewiesen auf gut funktionierende Kommunikationswege, verständlich daher die ständige, bis zur Verzweiflung gesteigerte Klage der beiden Briefschreiberinnen über zu lange Postwege, zu teures Postgeld, verlorene Briefe. Paradoxerweise wird nun das leidenschaftliche briefliche Kommunizieren über die äusseren Hindernisse hinweg von einem Wunsch getragen, der die Briefe überflüssig machen würde: der Wunsch zusammenzuleben. „Liebe Ralle dass wie nicht zusammenleben ist ein raub an der Natur“ - schreibt „Pölle“ überschwenglich, „ich werde toll! wenn Sie ihr Kommen noch weiter aufschieben“ poltert „Ralle“. Tatsächlich nimmt das Pläneschmieden für gemeinsame Treffen und Reisen - von denen die wenigsten stattfinden - in den Briefen einen beträchtlichen Raum ein. Lange versucht Pauline, die ein *pied à terre* im Ramsteinerhof in Basel hatte, wo ihre Schwester Charlotte Streckeisen wohnte, Rahel in die Schweiz zu locken - „es giebt nichts grünes mehr in der Weld als die Schweiz“. Und immer vergehen Jahre, bis die reiselustige Pauline mit der immer kränklichen, immer reiseuntüchtigen Freundin zusammentrifft. Doch gerade dieses Paradox, dass die briefliche Verbindung auf äussere Getrenntheit angewiesen ist, schafft Platz für Träume, die nicht erfüllt zu werden brauchen - die Briefe selber sind die Erfüllung. Sie schaffen Platz für Gemeinsamkeit - „Wir sind neben der Menschlichen Gesellschaft. Für uns ist kein Platz, kein Amt, kein eitler Tittel da!“ (Rahel), ermöglichen apodiktische Abgrenzungen „Ein Mann kann nicht denken wie wir“ (Pauline) und lassen Raum für Unterschiede: „Sie *leben* alles; weil sie Muth haben, und Glük hatten; ich *denke* mir das meiste; weil ich kein Glük hatte, und keinen Muth bekam...“ (Rahel). Solche Selbstbestimmungsversuche durchkreuzen von aussen projizierte Bilder auf die beiden Frauen, indem sie die Spiegel immer wieder anders stellen. Gerade das Bild von Pauline als schöner Geliebter berühmter Männer wird durchkreuzt durch die Briefe, in welchen sie über Jahre allein um das Leben der todkranken Tochter ringt oder in einem Brief, in dem Rahel ihr ganzes Wissen über die Freundin ausbreitet: dass sie ihr pormiskuöses Leben erst aufnahm, als ihr Ehemann Wiesel sich ihrer Liebe zu entziehen begann. Tatsächlich hat Pauline noch viele Jahre über den Verlust dieser Beziehung getrauert. Und auch Rahel verrät der Freundin mehr über die „contradictionen“ ihres scheinbar wohlgeordneten Lebens in einer Ehe, die sie allzu sehr zur „Bürgerin“ gemacht hat und ihrem „frivolen Geist“ keine Nahrung verschafft. Doch das Besondere solcher Selbstbilder und Selbstbestimmungsversuche - und das genau gehört zur Einzigartigkeit brieflicher Kommunikation -: sie sind immer nur punktuell und flüchtig, jedem Moment der „Wahrheit“ folgt ein neuer, und

diese Wahrheiten sind in Briefen niemals so aufeinander abgestimmt wie in Romanen oder Selbstbiographien. „Wir suchen uns also zu finden“ schreibt Pauline einmal an Rahel und bezeichnet damit genau die Suchbewegung dieser Briefbeziehung, die nicht in den Bahnen gesicherter Positionen verläuft. Das Bewusstsein für solche Diskontinuität stellt sich sozusagen durch die Hintertüre und gegen die Beteuerungen, einander immer dieselbe zu bleiben, ein. Einen poetischen Indikator findet es vor allem in Rahels Briefen, insbesondere in den Wetterangaben zu Beginn jedes Briefs: „das blüthenreichste wonnigste Frühlingswetter nach kleinen Nachtregen“ oder: „Warmes, ängstigendes Wetter mit Feuchtigkeit, und jetzt Sonne“. Diese poetischen Wetterzeichen kennzeichnen immer die Stimmung der Schreibenden, sie grundieren die Verfassung der Briefeschreiberin als wechselhafte und flüchtige. Genau in diese Flüchtigkeit verläuft sich die Utopie der beiden Frauen von einem anderen, gemeinsamen Leben, jenseits von männlicher und gesellschaftlicher Abhängigkeit. „Und träumen den Lebenstraum mit Bewusstseyn, dass wir zusammen träumen. noch Einmal.“ So gerinnt die utopische Freundschaft zum Traum, gemeinsam unter einem Baum zu stehen und ein Gespräch zu führen: „athmen, schwindeln, die Stunden fliesen sehen“. Und genau das entspricht wieder der Flüchtigkeit des brieflichen Glücks, der kleinen Utopie, immer wieder jemand anderer zu sein, die jene Briefe beinhalten, die ihre Adressatin nicht binden wollen. Wer den Sinn dafür hat, sollte diese Briefe lesen.

Rahel Levin Varnhagen, Briefwechsel mit Pauline Wiesel. Hg. von Barbara Hahn unter Mitarbeit von Birgit Besold, C. H. Beck, München 1998, 767S., Fr. 42.-